

Felix Heidenreich
Ich erinnere mich noch
Roman



WALLSTEIN VERLAG

I.

Ich erinnere mich noch, dass es ein nasskalter Septembermorgen im Jahr 1985 war, als ich vor die Tür trat und mit meinem Rucksack beladen den Weg hinunter ins Tal einschlug. Morgendunst lag wie Watte am Talgrund und zerfetzte Wolken zogen langsam durch die Baumwipfel. Den gegenüberliegenden Piz Mitgel konnte ich nur als Koloss erahnen, doch die Lärchen, die für die Landschaft Graubündens so typisch sind, zeigten bereits die ersten gelben Nadeln und kündigten einen Herbst an, in dem, wie jedes Jahr, die Wälder in strahlenden Farben leuchten würden.

Ich hatte einige Tage bei meinen Eltern verbracht, die damals noch ein bereits in die Jahre gekommenes Hotel betrieben, das unsere Familie mit Ach und Krach finanziell über Wasser hielt. Die beiden waren in aller Frühe mit mir aufgestanden und wir hatten schweigend gefrühstückt, so wie es auch auf den Höfen dieser Gegend üblich war und noch immer ist, wo man um vier Uhr aufsteht, weil man sich mit dem ersten Tageslicht um das Vieh kümmern muss.

Mit hungrigen Atemzügen sog ich die herrliche Morgenluft in meine Lungen und meine Gedanken begannen an meinen Studienort zu geistern, nach Fribourg, wohin ich, über Tiefencastel, Chur und Zürich, an diesem Tag

zurückreisen wollte, um in der kommenden Woche das neue Semester zu beginnen. Meine Eltern hatten mir, im Türrahmen stehend, einen letzten Gruß mit auf den Weg gegeben, ein leises »Bun viadi, Dorela!«, und es schien mir, als sei dieser nach wenigen Tagen erfolgende Abschied mit einer besonderen Schwere beladen, ganz so, als verliesse ich mein Elternhaus aufs Neue. Da mein jüngerer Bruder Mathis im Sommer ebenfalls ausgezogen war, lebten meine Eltern nun allein.

Die Dorfstraße führte nach einer langgezogenen Kurve in den Wald, wo ich auf einen schmalen Weg abbog, der als Abkürzung diente und erst kurz über Tiefencastel wieder aus dem Wald hinausführte. Mein Blick flog über den weichen Waldboden, über Wurzeln und Steine, die aus der Erde ragten, über Buschwerk am Rande des Weges, auf dem sich der Morgentau gesammelt hatte. Nun in die schöne Universitätsstadt in der Westschweiz zurückzukehren, war eigentlich nichts Besonderes, beinahe schon eine Art Routine. Und doch ging mir durch den Kopf, dass ich als junge Frau, deren Eltern nicht studiert hatten, die aus einem winzigen Dorf in einer entlegenen Gegend kam, wie in eine andere Welt fuhr. Sprachen waren mir schon in der Schule leichtgefallen, denn wer in unserem Tal aufwuchs, hatte nicht nur das Rätoromanische und Schweizerdeutsch im Ohr, sondern auch das Italienische, das die wenigen Bergkuppen zum nahen Tessin mühelos überwand und schon damals, in den 1970er und 80er Jahren, durch viele Verbindungen präsent war.

Plötzlich vernahm ich ein Geräusch. Ich blieb stehen, lauschte und hörte eine Art Schreien, das eindeutig vom Abhang links unter mir kam. War das ein Tier oder ein Mensch? Ich trat einige Schritte ins Gebüsch am Wegesrand und blickte in ein undurchdringliches Grün aus

Buschwerk und Bäumen. Wieder erklang das durchdringende Tönen, mit dem irgendetwas Lebendiges um Hilfe schrie.

Ich rief hinab, doch das Schreien ging weiter, als habe man mich nicht gehört. Kurz entschlossen setzte ich meinen schweren Rucksack ab und stieg, mehr rutschend und schlitternd als gehend, nach unten in eine Talsenke, an deren Grund ich außer Atem das Gleichgewicht wiedersuchte. Ein kleiner Bach, fast ein Rinnsal, suchte sich friedlich seinen Weg durch den Wald, das Schreien aber war nicht mehr zu hören. Ich konnte auch keine Spuren entdecken, die einen Rückschluss auf ein mögliches Ereignis erlauben hätten. Noch einmal rief ich in den Wald, doch es war nur das leise Plätschern und ein wenig Gezwitscher zu hören. Mein Blick schweifte über die mächtigen Stämme der Lärchen, deren Spitzen sich sanft im Wind bewegten und ein mir vertrautes Rauschen erzeugten. »Merda!«, zischte ich.

Mühsam stieg ich wieder hinauf zu meinem Pfad, wo ich verschwitzt, mit schmutzigen Händen und rasendem Puls ankam, schulterte den Rucksack und ging, nachdem ich auf die Uhr gesehen hatte, mit schnellen Schritten weiter, in der Gewissheit, mit diesem schnellen Tempo den Zug gerade noch zu erreichen.

Als ich kurz darauf den Bahnhofplatz in Tiefencastel überquerte, eine trostlose und kahle Betonfläche, auf der die großen gelben Postbusse wendeten, warf ich einen Blick zurück in die Richtung jener Stelle, an der ich das seltsame Schreien gehört hatte, und da schien es mir, als blinke etwas im Wald, als reflektiere sich das Licht der aufgehenden Sonne in einem Spiegel oder Metallteil. Schon rollte mein Zug ein, der damals noch nicht elektrisch angetrieben war, sondern mit dröhnender Diesel-

kraft, aber nicht weniger zuverlässig und pünktlich die Strecke, aus dem Engadin kommend, nach Chur bediente.

Nur wenige Fahrgäste stiegen zu dieser Stunde ein, einige Pendler, die durch ihre Arbeitskleider erkennbar waren und ganz offenbar in der Hauptstadt des Kantons jene Arbeit gefunden hatten, die es hier, in den entlegenen Tälern, nicht gab. Ich setzte meinen Rucksack ab und ließ mich in meinen Sitz fallen, verwirrt und beunruhigt. Auch heute noch erinnere ich mich an die Beschaffenheit und den eigenartigen Geruch, der von diesen Zugsesseln ausging, von ihrem unverwüstlichen, grauen Stoff, auf dem sie alle Fahrgäste gleichermaßen willkommen hießen. Noch einmal blickte ich durchs Zugfenster hinüber auf den Berghang, den ich soeben zu Fuß durchkreuzt hatte, und wieder sah ich das merkwürdige Blinken, das erst verschwand, als sich der Zug in Bewegung setzte.

Zunächst fiel es mir schwer, den Vorfall zu vergessen, und während sich der Zug durch die kurvenreichen Tunnel dieser Gegend arbeitete, hing ich in meinen Gedanken noch immer der Frage nach, wer oder was dort so seltsam geschrien haben mochte. Ein verletztes Kind, das sich verlaufen hatte? In Chur stieg ich um, und mit der ins Rheintal hinabstrahlenden Sonne und dem schnelleren Tempo, das die gerade Strecke erlaubte, die die Bahnfahrt von Chur nach Zürich prägt, traten diese Gedanken in den Hintergrund und mein Heimattal weiter in die Ferne.

Ich dachte nun wieder an Fribourg, mein Studium, das kommende Semester, mein beginnendes, letztes Studienjahr. Im Frühling hatte ich dort jemanden kennengelernt, der mich auf seltsame Weise interessierte. Antoine strebte – wie ich – das Lehramt an; wir waren uns in mehreren Kursen begegnet, wo er sich fast immer an den lin-

ken Rand des Saales setzte. Er hatte tiefschwarze Augen und schwarzes, dichtes Haar, stammte aus Genf und sein Name, Antoine Guérin, machte seine Erscheinung aus mir selbst unerfindlichen Gründen noch interessanter. Klang »Guérin« nicht irgendwie wie »guérir«, heilen?, dachte ich, während ich aus dem Zugfenster auf den Rhein sah, der bei Chur bereits zu einer Art Wasserautobahn geformt und in einen schnurgeraden Betonkanal gezwängt war. Wenn ich Antoine an der Uni traf, war ich mir unsicher, ob auch er in diesen Momenten eine besondere Spannung, ein Gefühl des Möglichen spürte, so dachte ich aus dem Fenster blickend.

Eigentlich hätte ich Stendhals *Rot und Schwarz* lesen sollen, *un grand classique*, wie unsere Professorin betont hatte, als sie uns die Lektüreliste erläuterte, doch ich musste unwillkürlich an Antoine denken. Alles, ausnahmslos alles, war für sie ein großer Klassiker, und so schlug ich Stendhal entschlossen zu. Ob ich in Antoine verliebt war, hätte ich zu diesem Zeitpunkt wohl nicht sagen können, denn die wenigen Begegnungen hatten zumindest nicht zu jenem Effekt geführt, den man im Französischen als *coup de foudre* bezeichnet, als plötzlichen Blitzeinschlag einer leidenschaftlichen Liebe, die keine Rückfragen zulässt. Und obwohl ich das unbestimmte Gefühl hatte, mich in ihn verlieben zu können, würde ich es nur darauf anlegen, dominierten in den knappen zwei Stunden, die ich gedankenverloren erst auf das Rheintal und dann auf den Zürisee blickte, doch die Fragen und Zweifel.

Ich erinnere mich noch, dass es mir die längere Umsteigezeit in Zürich erlaubte, eine Ausgabe der *NZZ* zu kaufen, eine dicke Samstagsausgabe, die ich schon damals besonders liebte, ein teures Wochenendgeschenk, das ich

trotz meines beschränkten Budgets vor mir rechtfertigen konnte mit dem Argument, hier würde ich etwas lernen. Der Platzspitz in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofs begann schon damals, Mitte der 80er Jahre, jene Entwicklung einzuschlagen, die ihm am Ende des Jahrzehnts den Ruf eines europaweiten Heroin-Hotspots einbringen würde, auch wenn damals die Junkies ihrer Sucht noch etwas verstohlener nachgingen. Wie seelenlose Zombies liefen hier manche Gestalten umher, mit weißer Haut, als seien sie bereits tot, auf der Suche nach dem nächsten Schuss. Ich war froh, als ich endlich wieder im Zug saß und mich meiner Zeitung widmen konnte, doch es gelang mir nicht, mich in der Lektüre zu verlieren, und immer wieder wanderte mein Blick auf die Bergkuppen des Berner Oberlandes, die mir im Vergleich zu den schroffen Gipfeln meiner Bündner Heimat seltsamerweise friedlicher erschienen.

Als ich schließlich in Fribourg vom Bahnhof zu meinem Wohnheim trottete, war ich erschöpft, und meine Gedanken waren keineswegs klarer geworden. Vielmehr fühlte ich mich erdrückt von dem Gedanken, dass jeder mögliche weitere Schritt, der mich Antoine nähern oder mich von ihm entfernen würde, meinem ganzen Leben eine Richtung geben könnte. Mein ganzer Lebensweg, ob ich Kinder haben würde, wo ich leben und ob ich glücklich werden würde, all dies könnte davon abhängen, ob ich den ersten Regungen einer Zuneigung nachgeben, oder diese eher beiseite schieben würde. Seltsamerweise schien mir damals alles möglich, mit ihm glücklich oder unglücklich, ohne ihn glücklich oder unglücklich zu werden.

Erst als ich im Bett lag und nach einigen Seiten Stendhal das Licht ausknipste, stieg allmählich die Erinnerung an jenes Ereignis in mir auf, das am selben Tag, in aller Frühe

und am anderen Ende des Landes geschehen war und mir nun vorkam wie eine Erinnerung an eine andere Welt, wie ein bloßes Traumgebilde. Und in diese Welt aus Bildern und Klängen sank ich schnell hinüber, in einen Schlaf voll wirrer Träume, aus dem ich erst spät am folgenden Morgen erwachte.

Am nächsten Morgen wurde ich von den lauten Gesprächen meiner Kommilitoninnen in der Gemeinschaftsküche unseres Wohnheims geweckt. Ich ging schließlich schlaftrunken hinüber in den kahlen Raum, wo Marlène und Sylvie vor großen Kaffeetassen saßen und rauchten, vor ihnen ein bereits gut gefüllter Aschenbecher. Die neusten Ereignisse waren bald berichtet, zumal ich aus irgendeinem Grund über mein Erlebnis vom vorangegangenen Morgen schwieg, ganz so, als handele es sich um eine zu intime Angelegenheit. Die beiden studierten »Jus«, wie man in der Schweiz sagt, und auch wenn wir uns als Freundinnen betrachteten, öffnete sich der zwischen uns, umso stärker, desto weiter wir uns auf das Ende des Studiums zubewegten. Wie wir so beisammen saßen, die beiden in Morgenmänteln, ich in einem Flanellpyjama, hatte ich plötzlich das Gefühl, ich müsse um Marlènes Freundschaft kämpfen, als bewege sie sich von mir weg, durch kaum merkliche Gesten und einen neuen Tonfall in ihrer Stimme. Schließlich stand ich auf und ging zurück in mein Zimmer, unschlüssig darüber, wie ich den freien Tag verbringen wollte.

In Fribourg war der September heller und sommerlicher als in meiner Heimat. Ein Gang ins nahegelegene Bad, das berühmte Motta-Schwimmbad, welches schon damals über die großen 50-Meter-Bahnen verfügte, war eine nahliegende Möglichkeit, einen Sonntag vor

Semesterbeginn zu verbringen. Anders als im Falle der Saane, die sich bekanntlich in pittoresken Bögen um die Altstadt schlängelt und viele Bademöglichkeiten bietet, konnte man im Motta-Schwimmbad das Wasser nicht nur zur Abkühlung nutzen, sondern konzentriert einige Bahnen durch klares Wasser ziehen. Die Begeisterung für Sport, die viele meiner Mitschüler am Ende meiner Schulzeit ergriff, hatte ich nie nachvollziehen können, und doch hatte ich mir angewöhnt, morgens, in aller Frühe, in die Basse Ville zum Motta-Schwimmbad hinunterzuradeln und zusammen mit einer eingeschworenen Gemeinschaft von Frühschwimmern ins bisweilen klirrend kalte Wasser zu steigen. An diesem Sonntag war ich jedoch später dran, es waren bereits deutlich mehr Gäste als sonst vor Ort, und doch freute ich mich über das Glitzern auf der sich bewegenden Wasseroberfläche.

Ich brauchte einige Zeit, um meinen Rhythmus zu finden, das weit ausgreifende Kraulen mit der Schlagbewegung der Beine und dem Atem so zu synchronisieren, dass alle Elemente nahtlos ineinandergriffen wie in einem Uhrwerk. Unter mir zog der gekachelte Boden des Beckens dahin und in meinen Ohren rauschte das Wasser. Schon als kleines Kind habe ich die schönen Muster geliebt, die entstehen, wenn das Licht durch die sich bewegende Oberfläche auf den Grund des Beckens fällt.

Ich war aus dem Wasser gestiegen und schloss gerade für einen kurzen Moment die Augen unter der Außendusche, wo ich mir das chlorhaltige Wasser vom Leib spülte, da spürte ich eine kurze Berührung an meinem rechten Arm. Ich öffnete die Augen, und sah Antoine, der mich im Vorbeigehen gestreift hatte und mir, ohne anzuhalten und nur von einer kurzen Kopfdrehung begleitet, ein leises »Pardon!« zuflüsterte, lächelnd wie ein kleiner

Junge. Ich antwortete etwas verwirrt mit »Salut!« und tat so, als sei ich keineswegs überrascht.

Er ging weiter zum Becken und seine Schritte hinterließen Fußabdrücke aus Wasser auf dem hellen, gelben Stein. Ich blickte überrascht auf seinen schlanken und athletischen Körper, der mir auffallend sportlich erschien und, wie ich mir eingestehen musste, aus diesem Grunde anziehend war. Als er ins Wasser stieg, sah ich die Muskeln auf seinem Bauch und wandte etwas beschämt die Augen ab, ganz so, als hätte ich mich selbst bei einem zu aufdringlichen Blick ertappt.

In der Umkleidekabine zog ich meinen Badeanzug aus, trocknete mich ab und schlüpfte in einen Bikini. Ich setzte mich im Halbschatten der hohen Platanen auf mein Handtuch und zog die Zeitung, die ich gestern nicht zu lesen vermocht hatte, aus dem Rucksack. Als mein Blick über das Schwimmbecken glitt, sah ich Antoine in regelmäßigen Abständen aus dem Wasser tauchen und wunderte mich darüber, dass er nicht kraulte, wie ich es tat, sondern offenbar ein Brustschwimmer war. Ein so sportlicher Typ und kann nicht mal vernünftig kraulen?, dachte ich.

Aus meinen langen, hellbraunen Haaren tropfte das Wasser immer wieder auf die Zeitung, die ich mir auf die gekreuzten Beine gelegt hatte und die mir nun viel interessanter und verständlicher erschien als gestern im Zug. Im Kulturteil blieb ich an einer kurzen Meldung hängen, in der über eine Entdeckung in einem Archiv, über einen Brief Stendhals, berichtet wurde, der, so wurde gesagt, das Bild auf sein Werk völlig verändere. Ein sanfter Wind strich über meine Haut, auf der sich die Härchen gegen die Kühle sträubten. Es wurde nicht näher ausgeführt, worum es in Stendhals Brief eigentlich ging, und obwohl

ich den kurzen Artikel mehrfach las, konnte ich nicht herausfinden, was genau in dem erwähnten Dokument Umstürzendes zutage trat. Der Name des Autors war nur als Kürzel daruntergesetzt – E.H. – offenbar ein Redaktor, der lediglich eine Meldung bearbeitet hatte.

Ich war gerade bei den weniger interessanten Lokalnachrichten aus Zürich angekommen, als plötzlich ein einzelner kalter Tropfen auf meinen Oberschenkel fiel. Er stammte nicht aus meinen Haaren, sondern von Antoine, der sich neben mich gestellt hatte und mir über die Schulter sah, offenbar um zu sehen, was ich da las. Ich erinnere mich noch, dass dieser Tropfen wie ein Meteorit einschlug und sich anfühlte wie eine Berührung. Er lief kalt an der Innenseite meines Schenkels nach unten.

»Il dit quoi, ton journal?«, fragte Antoine und legte sich auf den Rücken vor mir ins Gras. Ich erzählte ihm von Stendhals Brief, doch er lächelte nur und sagte, Stendhal sei ja nicht schlecht, aber Camus sei der Größte. Er hatte sich auf die Ellbogen gestützt und auf seinem Bauch glitzerten die Wassertropfen, während er mir erzählte, er wolle eines Tages nach Lourmarin fahren, wo Camus begraben sei, um den schlichten Grabstein zu sehen, auf dem beinahe nichts geschrieben stehe, nur die Lebensdaten, so habe er gelesen. Dieser Grabstein sei, so Antoine, als Camus' letzter Text zu betrachten, der in seiner Klarheit und Einfachheit das Werk abschließe wie eine letzte Unterschrift.

Für einen kurzen Moment verspürte ich den Impuls, mich nach vorne zu lehnen, ihm einfach über den Bauch zu streichen und ihn zu küssen, doch stattdessen hörte ich ihm zu, während er davon schwärmte, wie schön der Süden sei, dass er Aix-en-Provence gut kenne und unbedingt

von dort aus den Lubéron erkunden wolle. Von Camus hatte ich noch nicht viel gelesen, nur die allseits bekannten Romane, aber keine Essays, und so fühlte ich mich unsicher, als mir Antoine von einem Autor vorschwärmte, der damals, Mitte der 1980er Jahre, bereits zu einem Klassiker geworden war, auch wenn seine Kindheitserinnerungen und die Briefe noch nicht ediert waren.

Zu meiner Unsicherheit trug aber vor allem der Umstand bei, dass ich intensiver als je zuvor das Gefühl hatte, meinen Blick nicht von Antoinettes Augen abwenden zu können. Sein recht langes glattes Haar fiel ihm in pechschwarzen Strähnen ins Gesicht, und ich war mir unsicher, ob die dahinter aufblitzenden Augen nun hellgrün oder hellblau waren. In diesem Moment im La Motta verliebte ich mich in ihn.

Mit größter Aufmerksamkeit achtete ich auf Signale, die darauf schließen lassen könnten, ob es ihm ähnlich ginge, ob auch er meinen Blick suchte, doch er wirkte so entspannt und redete so beiläufig, als wäre all dies für ihn nicht wichtig, als könnte er genauso gut mit jedem anderen Mädchen über jeden anderen Autor plaudern.

Irgendwann schlug er vor, noch einmal schwimmen zu gehen, und nach einigen Bahnen saßen wir in der Mittagssonne am Beckenrand nebeneinander, etwas fröstelnd, denn der Wind hatte aufgefrischt und die Sonne war hinter einer großen Wolke verschwunden. Unsere Beine baumelten im Wasser, als Antoine mich nach meinem Akzent fragte, und ich erinnere mich, dass er in dieser Frage selbst den ersten Wortteil nach Schweizer Art etwas stärker betonte – *un accent bizarre* – als es in Frankreich üblich ist. Ich erzählte ihm, woher ich kam, *les Grisons*, da sah ich, dass meine Mitbewohnerin Marlène ins Schwimmbad kam, und sich umsah, als suchte sie jemanden. Sie

entdeckte schließlich mich, da spürte ich plötzlich, wie Antoinés nasser Oberarm meinen berührte, ganz beiläufig, doch ich konnte nicht reagieren, denn schon stand Marlène vor mir und sagte auf Deutsch: »Deine Eltern haben angerufen. Es ist etwas passiert. Du sollst sie zurückrufen.«

»Je dois y aller«, sagte ich zu Antoine und ging sofort in die Umkleidekabine und zog mich in großer Eile um. Als ich das Bad verließ, sah ich, dass Marlène sich mit Antoine unterhielt, der noch immer mit den Beinen im Wasser saß und durch seine nassen Haare zu ihr aufblinzelte. Ich entriegelte mit zittrigen Händen das Fahrradschloss und trat kräftig in die Pedale, um schnell voranzukommen. Auf dem Weg zurück zum Wohnheim, wo auf dem Gang unser Gemeinschaftstelefon an der Wand hing, versuchte ich verzweifelt eine Antwort auf die Frage zu finden, was geschehen sein könnte.

Nur selten benutzen wir das Telefon, da man sich unter Studenten in der kleinen Stadt ohnehin ständig über den Weg lief. Damals war das Telefonieren noch teuer, und wir hatten eine kleine Liste neben dem Telefon hängen, auf dem wir notierten, wer wie viele Einheiten zu bezahlen hatte. Ich drehte die Wählscheibe mit zitternden Händen. Das Freizeichen ertönte zwei Mal, dann nahm meine Mutter ab. »Ich bin's. Was ist geschehen?«, sagte ich.

Ihre Stimme bebte, als sie mir erzählte, ihr Bruder Durs sei in Berlin verschwunden, seit einer Woche nicht in der Schweizer Vertretung erschienen, wo er als Hausmeister und Fahrer arbeitete, die Polizei habe sie angerufen, weil die Mitarbeiter der Vertretung sich Sorgen machten. Alle Verwandten seien kontaktiert, die Berliner Polizei habe heute früh in Anwesenheit einer Vertreterin der Schwei-

zer Botschaft aus Bonn die Wohnung geöffnet, aber nichts gefunden, auch keinen Abschiedsbrief. Ich sollte mich sofort melden, falls mein Onkel Kontakt mit mir aufnehme.

»Hab' keine Angst, Mama«, antwortete ich, ein idiotischer Ratschlag, wie mir selbst sofort auffiel, denn natürlich war dieses Verschwinden beunruhigend, zumal mein Onkel Durs nicht zu spontanen Reisen oder zu Unzuverlässigkeit neigte. Wir versprachen uns gegenseitig, einander sofort zu kontaktieren, falls es etwas Neues gebe, und so verabschiedeten wir uns mit dem Gefühl, dass etwas sehr Ernstes geschehen sein musste. Ich hängte den Hörer auf und starrte das Telefon mit seiner Wählscheibe einen Moment rätselnd an. Noch heute habe ich die seltsam farblos-beige Farbe des Plastiks vor Augen. Dann ging ich den Gang hinab in mein Zimmer.

Dort setzte ich mich auf mein Bett und überlegte, fand aber keine Erklärung. Durs war mein Lieblingsonkel, ein stiller, ehrlicher Mann. Er hatte lange in Chur bei der Kantonalverwaltung gearbeitet und war dann über Kontakte nach Berlin gewechselt, in den diplomatischen Dienst, aber auf der untersten Ebene, als Verwaltungsangestellter. Er war, so hatte ich ihn verstanden, so eine Art Mann für alles, kümmerte sich um die Mittelverwaltung, den Dienstwagen, ja sogar den Garten der Vertretung. Ein Suizid schien mir ausgeschlossen, und die Vorstellung, Durs könne in kriminelle Machenschaften verwickelt sein, war schlicht grotesk. Während ich meine Badesachen zum Trocknen aufhängte, kreisten meine Gedanken weiter. Auch ein Badeunfall schien mir unwahrscheinlich, denn mein Onkel war gesund und würde sich auf den Badeseeen im Berliner Umland nicht zu unvernünftigen Abenteuern hinreißen lassen. Mir wurde klar, dass ich momentan nichts unternehmen konnte, um dieses Rätsel zu

lösen, da fiel mein Blick auf die Zeitung, die ich aus meiner Badetasche genommen hatte. Ich schnitt den Artikel über Stendhals Brief sorgfältig aus und legte ihn in meine Ausgabe von *Le Rouge et le Noir*. Dann begann ich, meine Dinge für das beginnende Semester zu ordnen, Kurse aus dem Vorlesungsverzeichnis herauszusuchen und mir einen Überblick zu verschaffen.

Damals waren die formalen Anforderungen im Studium noch gering und man musste nur eine kleine Anzahl von Scheinen erwerben, um zum Examen zugelassen zu werden. Zu den Pflichtveranstaltungen für angehende Französischlehrer gehörten neben den Sprachübungen und der Sprachgeschichte einige literaturwissenschaftliche Kurse. Ich hatte bereits bei Erscheinen des Vorlesungsverzeichnisses einige Dinge ins Auge gefasst, erstellte mir nun aber einen präzisen Wochenplan, in den ich alle Kurse sorgfältig eintrug. Neben dem 18. Jahrhundert standen vor allem die großen Romane des 19. Jahrhunderts auf dem Programm, daneben Sprachgeschichte und Landeskunde. Im Frühling würde ich bereits meinen Abschluss machen, dann eine kantonale Nachprüfung in Graubünden durchstehen müssen und schließlich ins Schulpraktikum überwechseln. Mir schauderte bei dem Gedanken, dass mein Studium bereits auf der Zielgeraden war, dass der oft beschworene *Ernst* bald beginnen würde.

Am Abend arbeitete ich in einer der Studentenkneipen in der Altstadt, dem *Café populaire*, eine beliebte und recht bequeme Art, etwas Geld zu verdienen. Damals wurde noch sehr viel geraucht und im Rückblick scheint es mir fast unbegreiflich, dass wir es zu jener Zeit ganz normal fanden, nach einer langen Arbeitsschicht in einer Kleidung nach Hause zu kommen, in die sich über Stunden

der Qualm hineingefressen hatte. Ich selbst paffte ab und zu mit, aber vor allem, um die Gesten der Filmhelden und intellektuellen Ikonen nachzuahmen, nicht um eine Schmach nach Nikotin zu befriedigen. Mitte der 80er Jahre waren lange Diskussionen über die Weltlage ein weit verbreitetes Phänomen, und wenn ich heute zurückdenke, schäme ich mich beinahe für all den Unsinn, den wir damals über die baskische Unabhängigkeitsbewegung, die Nahost-Frage oder die Machenschaften der CIA zu wissen glaubten. Unendlich fern erscheint mir heute diese Welt des jugendlichen Halbeifers, untergegangen sind die Anflüge von Entschlossenheit, die wir damals als Monstranz vor uns hertrugen, dieses unbestimmte Gefühl, ein ganz großes Rad zu drehen, auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen, Bescheid zu wissen. Den ganzen Abend hatte ich gehofft, Antoine würde kommen, und jedes Mal, wenn sich die Türe öffnete, wurde mein Blick magisch zum Eingang gezogen.

Als ich schließlich gegen Mitternacht auf meinem alten Rad über das Kopfsteinpflaster nach Hause fuhr, fiel mir Onkel Durs wieder ein. Was könnte ihm bloß zugestoßen sein? Gab es eine Verbindung zu meinem Erlebnis im Wald? Hatte ich am Samstagmorgen etwa ihn gehört, vielleicht über tausende Kilometer Entfernung? Vielleicht hatte ich den Schrei gar nicht wirklich gehört, sondern lediglich gespürt. Als ich im Wohnheim ankam, war dort bereits alles still. In unseren Wohnheimzimmern gab es ein Waschbecken, und während ich mir dort die Zähne putzte, sah ich mir selbst in die Augen, so als wollte ich mir eine Frage stellen. Mir fiel auf, dass meine Pupillen ein dunkleres Braun angenommen hatten, so schien es mir jedenfalls. Ich fiel erschöpft ins Bett und sah beim Einschlafen Antoine lächelnd am Beckenrand sitzen, in der

hellen Septembersonne, die auf dem Wasser tanzte. Seine Augen strahlten in einem schillernden Blau und Grün und sein Lachen war unverschämt, frech und selbstgewiss.

Als ich am nächsten Morgen in der ersten Seminarsitzung des sprachwissenschaftlichen Kurses saß, steckte mir der Abend noch in den Knochen und ich musste mich angestrengt wach halten, als der Dozent, ein Dr. Duval, erläuterte, sein Kurs werde die Frage behandeln, was den romanischen Sprachraum eigentlich verbinde, die *Romania*, wie er sagte, die sich von Rumänien im Osten über Spanien und die ehemaligen spanischen Kolonien bis in die Wälder Brasiliens erstreckte, wo das Portugiesische, wenn auch nicht selten in kreolischen Mischformen, als ein letzter Wegweiser zu finden sei, zurückweisend zum Herzen des Imperiums, nach Rom.

Als die Referate verteilt wurden, meldete ich mich, ohne nachzudenken, bei einem Thema, von dem ich schon einmal gehört hatte, nämlich der sogenannten *questione ladina*. Unter diesem Titel wurde seit langem über die Frage gestritten, ob und inwiefern das Bündnerromanische, das Dolomitenladinische und Friaulische als bloße Varianten einer gemeinsamen Sprache oder aber als selbstständig zu betrachten seien. Als Dr. Duval meine Meldung notierte, quittierte er meinen Vornamen mit einem wissenden Lächeln. Die Herkunft von *Dorela* war unschwer zu erkennen und anders als heute, wo ich diesen etwas skurrilen rätoromanischen Namen mit Stolz trage, ärgerte ich mich damals darüber, dass meine Eltern mir nicht einen global kompatiblen Vornamen gegeben hatten, sondern mich nach einem Schwarzkehlchen benannt hatten, das in meiner Heimat für seinen schönen Gesang bekannt ist. Das

kurze, kaum merkliche Schmunzeln auf den Lippen des Dozenten hinterließ bei mir das Gefühl, ertappt worden zu sein, als habe ich mich wie ein Bauernmädchen eingeschlichen in eine ehrbare Universität, die für bessere Kreise reserviert war. In diesem Moment verspürte ich einen tiefen Groll gegen Dr. Duval, und mit einem Mal schien mir sein braunes Cord-Sakko und sein hellbrauner Rollkragenpullover hässlich, die Farbauswahl besonders misslungen und sein Bart ungepflegt. Auch sein einleitender Vortrag hinterließ bei mir das Gefühl, am falschen Ort zu sein, denn Namen und Orte, Theorien und Thesen wurden hier unverbunden aneinandergereiht wie Explosionen in einem Feuerwerk. Über ganz Europa erstreckten sich noch heute, so erklärte er, die Spuren des Römischen Reiches, dessen nach wie vor verbindende Kraft in der romanischen Sprachgemeinschaft erkennbar sei. Unter seinem Vollbart war kaum eine Bewegung seiner Lippen zu erkennen, während er in einem trockenen, etwas gestelzten Französisch mit seinen Erläuterungen fortfuhr. Auch in unserem Rechtsdenken, in der Architektur, in der Art, wie unser Militär organisiert sei, ja selbst in unseren Passstraßen und Brücken seien die Spuren eines Reiches lesbar, in dessen Trümmern wir als Erben lebten. In der Tat fiel mir ein, dass auch in meiner Heimat die alten Römerwege in den Bergen zu finden waren, alte Militärstraßen, die angelegt worden waren, um den Legionen einen schnellen Weg nach Norden zu ermöglichen. Diese Wege hatten wir als Dorfkinder erkundet und die Fahrinnen in den großen Steinen freigelegt, die die Ochsenkarren vor hunderten, ja tausenden Jahren dort hineingekerbt hatten, beladen mit Weizen aus der Poebene, mit der die Legionäre im Norden versorgt werden mussten. Vor meinem inneren Auge versuchte ich, mir vorzustellen, welche

Befremdung in den Augen der Kelten gelegen haben mag, als sie zum ersten Mal die langen Reihen römischer Soldaten in ihren Tälern sahen mit ihren großen Schilden, ein jeder mit einem *pilum* und einem markanten Helm ausgestattet, lange Kolonnen aus glänzendem Eisen und rotem Tuch, Männer in seltsamen Sandalen, die man in den Bergen nicht kannte, weil man so etwas hier nicht brauchen konnte. Der Zerfall des Reiches, so Dr. Duval weiter, sei kein einmaliges Ereignis gewesen, sondern ein sich über Jahrhunderte erstreckender Prozess, da sich die kulturellen Prägungen als widerständig erwiesen hätten. Zwar sei das Ende der politischen Ordnung datierbar, doch der Zerfall des kulturellen Reiches halte immer noch an und sei allenthalben spürbar. In immer neuen Anläufen habe sich Europa gegen die Schwerkraft aufzulehnen versucht, die unaufhaltsam alles bergab ziehe, habe versucht, der Erosion des Sprachvermögens Einhalt zu gebieten und an den klassischen Stil anzuschließen. Und in diesem Sinne sei die gesamte europäische Kulturgeschichte nichts anderes als eine Abfolge immer neuer Renaissancen, von der karolingischen Renaissance im 8. und 9. Jahrhundert über das 14. und 15. Jahrhundert in Italien bis zum Neoklassizismus, der sich auf Andrea Palladio und dessen Formenlehre beziehe, und in Thomas Jeffersons berühmtem Privathaus, der in der Nähe von Charlottesville im Bundesstaat Virginia erbauten *Villa Monticello*, erkennbar sei.

Die Augen drohten mir gerade zuzufallen bei diesen allzu allgemeinen, ja irgendwie skurrilen Spekulationen, da bemerkte ich, dass Antoine ganz vorne rechts saß. Er hatte sich bei der Referatsvergabe nicht gemeldet, an diesem Ende des Saals hatte ich ihn nicht erwartet und von hinten hatte ich ihn nicht gleich erkannt. Wir hatten uns

gestern eigentlich nicht verabschiedet, und ich wollte ihn nach dem Ende der Sitzung ansprechen, doch als sich die Gruppe nach einem flüchtigen Tischklopfen auflöste, war er verschwunden. Als ich vor das Gebäude trat, blendete mich das helle Licht und im großen Durcheinander einer sich gerade wiederbelebenden Universität konnte ich ihn nicht mehr entdecken.

Ich ging mit Marlène und Sylvie, meinen Mitbewohnerinnen, zur Mensa, die gerade erst öffnete. Für ein Mittagessen war es zu früh, und wir tranken nur einen Kaffee, den man damals als Student für zwei Franken bekam.

Wir hatten uns in die hinterste Ecke zurückgezogen und blickten zu dritt recht erschöpft auf den Platz vor der Mensa hinaus. »Du bist so still, Dorela«, sagte Marlène. Ich berichtete über das Verschwinden meines Onkels, doch die beiden konnten ebenfalls keine plausible Erklärung finden, und es blieb bei einer gemeinsamen Ratlosigkeit, einem Schweigen. Marlène band sich ihre gelockten braunen Haare erneut zu einem Pferdeschwanz zusammen, als sich unsere Blicke trafen. Bald schon mussten die beiden zu ihrem nächsten Kurs, während ich blieb, und als sie davongingen, hatte ich das Gefühl, dass sie über mich sprachen, zumal sich Sylvie mit einem geradezu misstrauischen Blick über die Schulter nach mir umdrehte, als sie eng nebeneinander gehend schon fast aus meinem Sichtfeld verschwunden waren.

Ich fühlte mich von den beiden regelrecht beargwöhnt und überlegte, ob sie die Geschichte wohl für ein Indiz für das insgesamt verfehlte und beengte Dorfleben nehmen würden, aus dem ich kam, welches sie aber nur als Vorstellung und Phantasie vor Augen hatten. Als ich aufstehen wollte, versagten mir die Beine, mir wurde schlagartig schwarz vor Augen und ich sank auf den Boden.

Meine Ohnmacht dauerte nicht lang, und die Personen, die mir die Beine hochlegten und mir etwas Wasser ins Gesicht spritzten, versicherten mir später, dass es sich nur um einen kurzen Moment gehandelt habe. Und doch habe ich in diesen wenigen Sekunden einen intensiven Traum gehabt, der mich von diesem Tag an bis heute begleitet. Ich war wieder an der Stelle im Wald, unten am Bach, und auch dieses Mal hörte ich dort den Schrei, ein Todesschrei, wie mir im Traum klar wurde. Ich drehte mich um und sah plötzlich Onkel Durs hinter einem Stamm hervortreten. Er sah mich an, sein Blick war leer. Und dennoch schien er mir etwas sagen zu wollen, denn seine Lippen bewegten sich wie bei einem Sterbenden, der keine Luft mehr bekommt, als sei er zu schwach, um zu sprechen. Er hatte einen leichten Bart und ich erinnere mich genau, dass ich angesichts seiner blassen Haut erschrak; *aschfahl*, dieses alte deutsche Wort fiel mir ein, und tatsächlich erschien er mir grau wie Asche. Er kam einige Schritte auf mich zu, da merkte ich, dass er mir ein altes, in braunes Leder gebundenes Buch entgegenstreckte. Sein Mund versuchte Worte zu formen, und als ich nach dem Buch griff, erwachte ich.

Als ich wieder zu mir kam, beugte sich jemand über mich und tropfte mir kaltes Wasser auf Stirn und Wangen, und als ich die Augen öffnete, sah ich, dass es Dr. Duval war, der mich ansah und sagte: »Dorela, vous-allez mieux?« Ich nickte nur und arbeitete mich langsam auf die Beine. Um mich hatte sich eine kleine Mensentraube gebildet, die sich schnell verstreute, als man entschlossen feststellte, es sei nur eine kurze Kreislaufschwäche gewesen.

Durch den restlichen Tag wankte ich benommen wie durch ein rollendes Schiff in schwerer See. Der Boden

schien zu schwanken, doch ich musste in zwei weiteren Kursen präsent sein und stand den Tag mehr schlecht als recht durch. Der Übersetzungskurs hatte mir immer Freude gemacht, doch dieses Mal schien mir die Arbeit, die für das kommende Semester ausgebreitet wurde – eine nicht endende Kette von Klassikern, beginnend mit Montaigne –, sinnlos, ja absurd, denn alle unsere Ergebnisse würden ja ohnehin nur im Papierkorb enden. Der Begriff »études préparatoires«, *vorbereitende Übungen*, erdrückte mich regelrecht, denn mein ganzes Leben erschien mir mit einem Mal wie eine einzige Vorbereitung auf etwas, das nie wirklich begann. In Frankreich, so erinnerte ich mich, gab es ja sogar die berühmten *classes prépaatoires*, und mit einem Mal grollte ich gegen die Idee der ewigen Vorbereitung. Niemand von uns würde je als Übersetzerin arbeiten, so dachte ich, und auch der Gedanke, dass es sich lohnen könne, die Klassiker erneut zu übersetzen, war mir damals noch völlig fremd.